



Freiheit, ach Freiheit ...



Vereintes Europa – geteiltes Gedächtnis

Herausgegeben von Zsuzsa Breier
und Adolf Muschg

Wallstein

*Freiheit, ach Freiheit ...
Vereintes Europa, geteiltes Gedächtnis*

Freiheit, ach Freiheit ...

Vereintes Europa – Geteiltes Gedächtnis

Herausgegeben von
Zsuzsa Breier und Adolf Muschg



WALLSTEIN VERLAG

Eine Publikation von Dialog–Kultur–Europa/
Gesellschaft zur Förderung der Kultur im erweiterten Europa e.V.

Die Herausgeber danken für die Förderung der Publikation dem Bundesministerium des Innern. Die Beiträge entstanden im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Doppelgedächtnis« (2008-2010), eine Initiative der »Gesellschaft zur Förderung der Kultur im erweiterten Europa« mit freundlicher Unterstützung der Bundesstiftung Aufarbeitung und des Bundesministeriums des Innern. Für die Zusammenarbeit bei einzelnen Veranstaltungen danken wir der Allianz Kulturstiftung, der Weberbank Actiengesellschaft, dem GDV, der Deutschen Telekom und der Vertretung der Europäischen Kommission in Deutschland; für die Übernahme der Schirmherrschaft den Präsidenten des Europäischen Parlaments Hans-Gert Pöttering und Jerzy Buzek.

INHALT

Vorworte

<i>Zsuzsa Breier</i>	9
<i>Adolf Muschg</i>	13

DOPPELERFAHRUNG EUROPA

Joachim Gauck

Lernen durch Versuch und Irrtum	19
---	----

Edward Lucas

War as a Struggle between good and evil?	24
--	----

Karl Schlögel

Osteuropas Erkenntnisprivileg	32
---	----

Krisztián Ungváry

Erinnerungskulturen, gegeneinander ausgespielt	39
--	----

Martin Sabrow

Diktaturerinnerung »à deux vitesses«?	45
---	----

Richard Schröder

Wo Macht vor Recht geht, ist ein Unrechtsstaat	49
--	----

GRÄBER UND GESPENSTER

Iveta Radičová

»Entschuldigung, ich bin aus dem Ostblock ...«	57
--	----

Tamara Griesser-Pečar

Verschwiegene Gräber

Die Massenmorde der Partisanen	62
--	----

Valters Nollendorfs

Lettlands Gespenster

Relativierung und Gegenrelativierung	68
--	----

<i>Joachim Scholtyseck</i> Konkurrierende Erzählungen, atomisierte Geschichte	73
<i>Germina Nagat</i> Communism – A Shared Trauma.	79
<i>Juri Andruchowytsh</i> »Der Weg zur Freiheit, wo Europas Völker warten ...«	83

ERINNERN, UMDICHTEN, VERGESSEN

<i>Mart Laar</i> Die Geschichte vergisst uns nicht	91
<i>Anne Applebaum</i> Stalin's Positive Memory	95
<i>Virgis Valentinavičius</i> The System of Collective Amnesia	101
<i>Zsuzsa Breier</i> Faszinosum Kommunismus	105
<i>Ulrike Ackermann</i> Die Freiheitsmüdigkeit ist kein »östliches« Phänomen	111
<i>Andreja Valič</i> Magic Totalitarianism?	114
<i>Władysław Bartoszewski</i> Unser Gedächtnis – ein rücksichtsloser Autofahrer	119

»DIE SPUREN DER GESCHICHTE LESEN«

<i>Karel Schwarzenberg</i> Europa – ein Puzzle von Gedächtnissen	141
<i>Adolf Muschg</i> Wo der Verstand der Europäer stillsteht	145
<i>Andreas Wirsching</i> Die Ungleichzeitigkeit der europäischen Erinnerung	150

<i>Markus Meckel</i>	
Der Kommunismus hat durch Freiheitsrevolutionen sein Ende gefunden	154
<i>Sandra Kalniete</i>	
European History Needs to be Rewritten	158
<i>Marianne Birthler</i>	
Die Osterweiterung der EU braucht die Westerweiterung der Erinnerung	162

VERZÖGERTE AUFARBEITUNG

<i>Ivan Krastev</i>	
Europe's Long Good-Bye to the 1990s	169
<i>Mária Schmidt</i>	
Der Rote Stern und die Gerechtigkeit	176
<i>Mark Leonard</i>	
1989 – A Historical Full Stop to the EU Trauma.	183
<i>Stéphane Courtois</i>	
Für Europas Entkommunisierung	189
<i>Eckart von Klæden</i>	
Aufarbeitung? Ja! ... aber Europa darf kein Krankenhaus sein	196
<i>Horst Möller</i>	
Antitotalitärer Konsens gegen antidemokratische Gefährdungen	200

EUROPA ATMET WIEDER MIT ZWEI LUNGEN

<i>Wolfgang Schäuble</i>	
Demokratie braucht Führung	209
<i>Marek Prawda</i>	
Die positive Energie von 1989 Impulse für eine Solidaritätsgemeinschaft	213
<i>Vaira Vīķe-Freiberga</i>	
Ein Plädoyer für den guten alten Humanismus	217

<i>Milan Zver</i>	
Education for Active Citizenship	223
<i>Hans-Gert Pöttering</i>	
Die Erinnerung ist das Tor zu einer humaneren Zukunft	229
<i>Radoslaw Sikorski</i>	
A Responsibility for the Future.	235
Autorenverzeichnis	241

ZSUZSA BREIER

Vorwort

Es gibt Worte, die ewig gelten – und gerade deshalb hin und wieder ihren Glanz verlieren. Freiheit ist so ein Wort. Sie ist ein Gut, welches sich durch Nichtgebrauch abnutzt, das wusste schon Voltaire, einer der einflussreichsten Wegbereiter der europäischen Aufklärung. So wundert es nicht, dass Freiheit in Europa – zuletzt in der Not der massiven Freiheitsbeschränkung: im Kalten Krieg – groß auf die Fahne geschrieben wurde.

Im von der restlichen Welt abgeriegelten sowjetkommunistischen Ostblock rangierte die Freiheit ganz oben auf der Spitze der Sehnsüchte, bis sie 1989 mit dem Fall des Eisernen Vorhangs plötzlich zur Realität wurde – und gleich ihren Toplisten-Platz räumen musste. Zwanzig Jahre später ringt das freie Europa um ganz andere Werte: der Westen um den Erhalt, der Osten um das Erringen des Wohlstands, und alle zusammen um die Einheit des Kontinents, um das Bestehen in der globalen Welt, um die Überwindung der Finanzkrise.

Für Millionen Ostblock-Bürger, die über Jahrzehnte hinweg davon geträumt hatten, in Freiheit leben zu dürfen, war sie, die Unerreichbare, 1989 kurzfristig zu Fleisch geworden – ganz wie auf Delacroix's berühmtem Freiheitsbild –, um bald darauf schon wieder entrückt zu werden. Auch sie konnte nicht dem Schicksal gestillter Sehnsüchte entinnen: das freiheitsgesättigte Europa hielt sie hoch, hob sie auf die Abstraktionsebene der Grundkonsense, um sie am Ende im Lagerraum der europäischen Werte abzulegen.

Unsere Anthologie blättert in diesem Lagerraum der Vergangenheit, sie will aber in der Gegenwart lesen. Uns interessiert, was Europäer heute von Freiheit und Diktatur halten. Über einen Zeitraum von drei Jahren, zwischen 2008 und 2010, luden wir Historiker, Politiker, ehemalige Bürgerrechtler und auch ehemalige Maoisten nach Berlin ein, Autoren und Wissenschaftler sowohl aus dem ehemaligen Ostblock als auch aus dem Westen, um ihre Positionen dazu im Rahmen der »Doppelgedächtnis« Ost-West-Gespräche der Gesellschaft Dialog-Kultur-Europa e.V. darzulegen. Wir fragten unsere Autoren nach dem Umgang mit einer Vergangenheit, die für die eine Hälfte Europas erlebte Geschichte ist und für viele bis heute schmerzt – der »unbetroffenen« Hälfte jedoch, wenn überhaupt, dann höchstens eine distanzierte Betrachtung abverlangt. Dass entlang der damaligen Grenze zwischen den zwei getrennten Welten

auch die Beurteilung des Kommunismus bis heute differiert und unterschiedlich leidenschaftlich polemisiert, mag für Historiker eine Selbstverständlichkeit sein. Die Beteiligten, die einst entmündigten Bürger des kommunistischen Ostblocks, kann eine wissenschaftliche Erschließung dieses Kapitels europäischer Geschichte jedoch kaum befriedigen. Erschwerend kommt hinzu, dass in den meisten ehemaligen Ostblockländern nicht einmal die wissenschaftliche, geschweige denn die gesellschaftliche Aufarbeitung hinreichend erfolgte.

Sehr wohl haben wir Europäer aber gemeinsame Bilder aus dem Kalten Krieg: die erschütternden Aufnahmen von verzweifelten Fluchtversuchen, die fast surreal anmutenden Grenzlandschaften mit Stacheldraht und Schießposten, die düstere Mauerlandschaft, die Bilder der verbluteten Aufstände angesichts der sowjetischen Panzer. Ein gemeinsames Erbe, das aber mit unterschiedlichen Empfindungen verbunden ist. Diesen Empfindungen nachzuspüren ist das Anliegen unserer Anthologie.

Zwar wissen Europäer, dass der Ostblock nach Jahrzehnten gescheiterter Aufstände am Ende doch mit einer überraschend friedlichen Revolution dem Kommunismus und dem Kalten Krieg ein Ende setzte – doch für den über vierzig Jahre andauernden Alltag im Kommunismus fehlt der Blick genauso, wie für den, von Anfang an massiv getarnten, verbrecherischen Ansatz des Systems. Wenn heute der nationale Stolz der Osteuropäer von Westeuropäern als rückständiger Nationalismus aufgefasst wird, zeigt dies, wie wenig man voneinander versteht, wie wenig man die Geschichte dahinter kennt. Sehr wohl haben Osteuropäer ein anderes Verhältnis zu ihrer Nation, die über vierzig Jahre lang der verhassten sowjetkommunistischen Fremdherrschaft untergeordnet war und sich gerade deshalb behaupten musste. Die lang gepflegte heimliche Liebe zur Nation war eben heimlicher Widerstand gegen Fremdbeherrschung und Zwangssystem, war Surrogat für die nicht stattfindende politische und staatsbürgerliche Teilnahme. Es war der Versuch, das Eigene gegen das Fremde zu behaupten. Dieser Stolz, diese Behauptung der Nation, der eigenen Kultur und des eigenen Wertes, befremdet die Nachkriegs-Westeuropäer. Und vor allem die Deutschen, die währenddessen gerade nicht in Vaterlandsliebe, sondern im Hass auf das eigene, sich im Holocaust und im Zweiten Weltkrieg grausam verschuldende Volk gefangen waren. Aber nicht nur das Leid, auch die Freude war grundverschieden. Im fast elegisch anmutenden Text des ukrainischen Autors Juri Andruchowytsh scheint das erhabene Pathos Osteuropas kurz auf – ein erschütterndes Zeugnis über den Höhenflug und die Zerbrechlichkeit des Wendeglücks. Den Westen Europas beglückte damals der wesentlich prosaischere Wohlstand, der kaum diese Art von Höhenflügen verursachen konnte – para-

doxerweise gehörte aber gerade er, der Wohlstand, der im Westen eine ganze Generation zum Protest animierte, im notleidenden Osten zu den unerschwinglichen Gütern eines freien, selbstbestimmten Lebens. Grundverschiedene Leiden, grundverschiedene Freuden – die Latte für ein vereintes Europa liegt hoch.

Was bleibt? Was zählt am Ende? Wie lange erinnern wir uns an die Untaten, wie lange bleiben unsere erfüllten Ideale lebendig? Was haben wir Europäer aus unserer Geschichte gelernt, aus den Fehlern und aus der Euphorie? Wie gehen wir mit den Tätern, Opfern und den Helden um, wie unterscheiden wir das Gute vom Bösen? Was trennt, und was verbindet uns, was steckt in unserem gemeinsamen Rucksack für die immer unübersichtlichere und mit immer neuen Überraschungen aufwartende europäische Zukunft? 37 Autoren aus 17 Ländern haben wir gefragt, mit welchem Erfahrungs- und Erwartungshorizont der gemeinsame europäische Weg begangen wird.

Ein kulturwissenschaftliches Interesse hat die Herausgeber, einen Schweizer und eine Ungarin, die sich in Berlin begegneten, geleitet. Die Neugier, ja auch die Ungeduld einer Osteuropäerin angesichts der auch zwanzig Jahre später zu spürenden Defizite in der Wahrnehmung, ja vielfach auch eine Ignoranz gegenüber der Erfahrung des Ostens, gab einen entscheidenden Anstoß zu diesen Ost-West-Gesprächen. Es brauchte viele Jahre und viele Zeitzeugengespräche, bis ich zu verstehen begann, wie tief die Differenzen und Missverständnisse in Europa in die Geschichte hineinreichen. Wie sehr die zwei Traumata – die Diktaturerfahrungen, die die Europäer so unterschiedlich getroffen haben – ihr Selbstverständnis änderten und prägen. Wie unterschiedlich die Viten sind. Hier eine Elterngeneration, die durch Demokratie, Kapitalismus und Marktwirtschaft ein freies und sorgenfreies Leben führen konnte, und die doch dagegen in den Kampf zog – dort meine Elterngeneration, die sich ihres Lebens vom Kommunismus beraubt fühlte.

Mein Grenzgang zwischen den Kulturen und Gesellschaften ist bis heute aber nicht von Enttäuschung, sondern von einer kaum zu fassenden Freude geprägt. Denn für mich und für über 100 Millionen Osteuropäer ist es nach dem Sturz des Kommunismus erst möglich geworden, ein menschenwürdiges Leben zu führen – ein persönlich wie historisch überraschendes und beglückendes Ereignis. Und doch ist zwanzig Jahre danach von dieser Freude kaum mehr etwas übrig – obwohl uns die Untaten der Demokratie heute genauso erfassen, wie im Kommunismus der Totalitarismus alle erfasst hatte. Vor diesem Hintergrund irritieren Verklärungen des Systems und Loblieder auf den Kommunismus, der nicht nur in allen Ländern und in jeder Hinsicht scheiterte, sondern sich auch

noch des Verbrechens an Millionen Menschenleben schuldig machte. Als Ungarin kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Begriff »Gulasch-Kommunismus« nachhaltig in die Irre führte, indem er offenbar den Eindruck hinterlassen hat, der Realsozialismus muss letztlich doch etwas Schmachhaftes gewesen sein. Diese Vorstellung widerspricht nicht nur der Grunderfahrung der Ungarn, sondern aller Menschen des gesamten Ostblocks. Einer unserer Autoren, Karel Schwarzenberg, bringt diese Erfahrung so auf den Punkt: »Wer nicht miterlebt hat, wie der Totalitarismus das gesamte Leben im Ostblock prägte, wie es den ganzen Menschen erfasste – der versteht eine Grunderfahrung europäischen Erlebens nicht.« Nicht gerade ermutigende Worte für unser Anliegen, und doch wollen wir das Mitteilen und das Teilen der Erfahrungen des ehemals getrennten Europas mit unserem Band anregen.

Es ist mir eine besondere Freude, dass Adolf Muschg, der seit langen Jahren unsere Ost-West-Dialoge begleitet, auch als Mitherausgeber diese Anthologie mit dem Blick eines »Westlers« und eines Europäers bereichert. Den vielen aktiven Mitstreitern unserer Gesellschaft gilt mein Dank genauso wie meiner Familie, meinem Ehemann und unseren Kindern, ohne deren tatkräftige Unterstützung für die Gesprächsreihe dieses Buch kaum möglich gewesen wäre.

Berlin, Juli 2011

ADOLF MUSCHG

Vorwort

Dieses Buch versammelt Vorträge und Statements, die Intellektuelle und politische Exponenten (glücklicherweise oft in Personalunion) Europas zur Veranstaltung »Doppelgedächtnis« beigetragen haben. Sie betrachteten, wie der Name sagt, die unterschiedlichen Erfahrungen, welche die »alten« und die »neuen« Länder in der Union gemacht haben, und sie waren bemüht, gerade diese Differenz nicht als Problem, sondern als wertvolle Mitgift zu verstehen und für ein fortgeschrittenes Selbstverständnis »Europas« einzubringen.

Das Wort steht nur deshalb in Anführungszeichen, weil Europa nicht – jedenfalls noch lange nicht – aus Europäern, sondern vielmehr aus Niederländern und Polen, Letten und Portugiesen etc. besteht. Und da die Grenzen Europas nicht diejenigen der EU sind: auch aus Serben, Ukrainern und Russen – um von bekannten »Grenzfällen« diesmal zu schweigen. Aber Europa ist nicht nur »eins und doppelt«, wie Goethes Hafis. Was die Teilnehmer unter »Doppelgedächtnis« zu erinnern hatten (auch im älteren Wortsinn verstanden als »einwenden, kritisch betrachten«), beschränkte sich nicht auf die doppelte Buchhaltung »Ost und West«, nicht einmal innerhalb eines einzelnen Landes. Denn jeder denkende Europäer hat auch mit dem eigenen Land eine Rechnung offen. Und jedes hat sich in seinem historischen Kontext, auch dem aufgezwungenen, spezifisch verhalten, also auch bis zur Union der 25 eine unterschiedliche Distanz zurückgelegt – oder bewahrt sie immer noch.

Daß es, *grosso modo*, für die Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes eine Geschichte unerhörter, auch unerwarteter Befreiung war, bleibt unbestreitbar. Doch daß »die Freiheit, die wir meinen« ganz unterschiedliche Lesarten hat, und daß auch die Meinung darüber frei bleiben muß, selbst wenn sie stört, gehörte zu den ungeschriebenen Spielregeln der Veranstaltungsreihe. Gerade von den Dissidenten von gestern soll niemand erwarten, daß sie heute zu europäischen Konformisten werden. Darum gehören die kritischsten Äußerungen in diesem Band – die zugleich nur selbstkritisch sein können – zu den besonders bedenkenswerten. Europa ist, auch ohne die manifeste Krise des Euro, in einer Verfassung, die eine radikale Revision vertragen muß, weil es sie braucht.

Es ist hier darum überwiegend von Erinnerungen die Rede, die zu teilen wir erst noch lernen müssen, weil wir sie eben *nicht* gemeinsam

haben. Ein Beiträger unterscheidet, nach Jan Assmann, das »kommunikative« vom »kulturellen« Gedächtnis. Was ins kulturelle Gedächtnis eingegangen ist, gehört zum allgemein anerkannten Gemeinbesitz und ist der Diskussion entzogen. Es ist sogar möglich, daß es sich verbietet, etwa beim Faktum des Holocaust, dessen Anerkennung in Deutschland Gesetzeskraft erlangt hat: Leugner machen sich strafbar. Hier geht es um eine Singularität, vor dem die Geschichtswissenschaft selbst den Ausnahmezustand erklärt, denn grundsätzlich kann sie keinem ihrer Gegenstände wünschen, daß er als *a priori* behandelt wird. Im Gegenteil: das kulturelle Gedächtnis soll immer wieder in kommunikatives konvertierbar sein, um der Legendenbildung zu entgehen. Denn was unbestritten ist, ist gewöhnlich auch weit weg.

Der östliche Totalitarismus – namentlich in seiner stalinistischen Ausprägung – »verdient« es nicht weniger als der Nazi-Terror, im kulturellen Gedächtnis als Nullpunkt der Zivilisation zu erscheinen. Aber er ist noch nicht so weit weg. Vieles an ihm ist, wohl oder übel, pendent geblieben, im neuen Rußland selbst, aber auch im postsowjetischen Europa. Das abschließende Urteil darüber fällt nicht allen Europäern gleich leicht, und es ist nicht für alle gleich wohlfeil. Der Fluch eines erst nach einem halben Jahrhundert – das sind oft drei Generationen – abgeschüttelten Systems zeichnet nicht nur seine Täter, er verfolgt auch seine Opfer. Der scharfe Schnitt mit der bösen Vergangenheit, der zum Selbstverständnis der alten Bundesrepublik gehörte, geschah auch nicht über Nacht. Die ehemaligen Satelliten der Sowjetunion haben die Trennung gewiß mit Emphase vollzogen, nachdem das alte System nicht mehr die Kraft, am Ende auch nicht einmal mehr den Willen hatte, sich selbst zu halten. Aber die nationale Unabhängigkeit – auch wenn sie keinem der Nachfolgestaaten in den Schoß gefallen war – blieb, mehr nolens als volens, von der Vergangenheit geprägt. Sie lebte nicht nur im alten Personal und seiner Mentalität, in Sprach- und Minderheitenfragen weiter, sondern auch in der Reaktion darauf, die in jedem Land, aufgrund seiner eigenen unterdrückten Geschichte eine andere war, und nicht immer von jener Freiheit zeugte, die man endlich erworben wissen wollte. Unter diesen Umständen konnte das »kommunikative Gedächtnis« nicht anders als kontrovers und polemisch sein. Je kleiner der gemeinsame Nenner der wiedererrungenen Nationalität, desto größer mußte er geschrieben werden.

Unbestritten blieb das Bedürfnis, endlich wieder zu »Europa« zu gehören, als dessen Teil man sich, mit allem Grund, immer gefühlt hatte, also war auch der Wunsch, der EU beizutreten, mehrheitsfähig. Aber man war doch nicht darauf gefaßt, auf Partner zu stoßen, deren Erfahrung von der eigenen so weit entfernt war, daß sich mit dem Erfolg des Beitritts zu-

gleich das Gefühl kulturellen Ausgeschlossenenseins einschlich. Der Abschied von einem Zwangssystem wurde zwar mit Investitionen belohnt (nicht zum Nachteil derer, die sie tätigten), aber als Leistung blieb er ungewürdigt und unverstanden, sowohl in seiner Tragweite wie auch in seiner Problematik. Das europäische Selbstverständnis der alten Bundesrepublik war, aus respektabler Bußfertigkeit in eigener Sache, an die Absage an nationale Prioritäten und den freiwilligen Souveränitätsverzicht gebunden gewesen, was Deutschland nicht hinderte – nach der Vereinigung mit der Ex-DDR noch weniger – zur faktischen Vormacht der Union aufzusteigen. Die Gegenläufigkeit der mittelosteuropäischen Länder kam etwa in dem dicken Strich zum Ausdruck, den die Staatsraison in Tschechien unter seine totalitäre Vergangenheit zog, während man in Polen und anderswo nicht vergaß, daß die deutsche Ostpolitik sich an den Machthabern und nicht an den Dissidenten orientiert hatte. Gegenüber dem Beitrag, den die Völker selbst – auch dasjenige der DDR – für ihre Befreiung geleistet hatten, blieb sie unsensibel. Dagegen enthielt das europäische Selbstverständnis der »neuen Länder«, im Gegensatz zum französischen und später auch dem deutschen, zu keinem Zeitpunkt eine Spitze gegen die Vormacht USA, und der Schutz der NATO, deren Raketen heute an der polnischen Ostgrenze stationiert sind, schien vielen vordringlicher als der EU-Beitritt.

Die Inkongruenz der Erfahrungen setzt sich in der unterschiedlichen Wahrnehmung europäischer Interessen fort. Den EU-Europäern fehlt noch vieles auf dem Weg zu einem gemeinsamen kulturellen Gedächtnis, einer Legende der Einheit, wie sie die Vereinigten Staaten pflegen. Sie ist wohl auch nicht wünschenswert – so wenig wie das gemeinsame Lehrbuch »Europäische Geschichte«, das die Wissenschaftsministerin Annette Schavan gefordert hat. Das Paradox europäischer Gemeinsamkeit besteht eben darin, daß sie das Produkt nationaler Feindschaften ist. Sie mußte aus zwei Weltkriegen geschöpft werden, als *ultima ratio* eines Friedens, der länger hält als noch bislang jeder andere in der europäischen Geschichte – weil er zum Gestaltungsraum für einen noch nie dagewesenen Versuch staatlicher Organisation geworden ist: einem Bündnis zum Schutz der Verschiedenheit seiner Glieder, das darum mehr *und* weniger ist als eine Freihandelszone, ein gemeinsamer Markt oder eine Währungsunion. Politisch bleibt es ein fragiles Gebilde, das der Stütze durch die Kultur der Beteiligten bedarf, vor allem des Beitrags selbstdenkender Köpfe. Sie leisten ihn nicht, indem sie ein kulturelles Gedächtnis Europas fingieren, sondern indem sie das kommunikative verbessern und vertiefen.

Diesem Ziel hat die Reihe »Doppelgedächtnis« gedient. Sie hat Stimmen gesammelt, welche »die Freiheit, die wir meinen«, mit dem Vorbe-

halt begleiten, den sie in ihrer Praxis – ihre eigene eingeschlossen – kennengelernt haben. Darum soll das »ach«, das dem Titel dieses Buches zugesetzt ist, keinen wehleidigen Ton haben. Das große Wort »Freiheit« verlangt jedem, der es in den Mund nimmt, die Erfahrung ab, was es bedeutet; dafür muß er sie *machen*, und wer unter einem totalitären Regime leben mußte, hat sie gemacht. Dabei ist das Wort nicht kleiner geworden, aber seine Benutzer nachdenklicher und vielleicht bescheidener. Freiheit steht auf keinem Papier, auch nicht demjenigen einer Verfassung, und wer sie »freiheitlich« nennt, sagt zu wenig (selbst wenn das Wort weniger kümmerlich klänge); Freiheit ist konkret. Man muß auch so frei sein, die eigenen Gedächtnislücken einzuräumen oder zu eigenen Widersprüchen zu stehen, denn das ist das beste Mittel, den Widerspruch des anderen zu ertragen. Wir würden uns übernehmen, wenn wir diese Tugend als europäische Spezialität in Anspruch nähmen; wohl aber ist es in Europa besonders nötig, sie zu praktizieren.

Im Grunde haben die Teilnehmer an dieser Reihe den weisen Brauch fortgesetzt, der sich nach der deutschen Vereinigung da und dort eingebürgert hatte. Menschen beider Seiten haben einander ihre Lebensgeschichten erzählt, nur daß diese Geschichten hier in – sehr wenig akademische – Vorträge gekleidet sind. Dieses Buch möchte eine Hilfe sein, an das unterschiedliche Gedächtnis der Europäer zu erinnern, um das gemeinsame zu verbessern und gegen Vergeßlichkeit zu stärken. Auch wenn Vergessen oft eine Gnade sein mag: Europa ist ein Haus, das auf Erinnerung gebaut ist, und wenn sie schwindet, verfällt es.

DOPPELERFAHRUNG EUROPA

Lernen durch Versuch und Irrtum

Sich zu erinnern kann schmerzhaft sein – und deshalb gibt es ein bevorzugtes Erinnerungsmodell, ein selektives Erinnern, nennen wir es das Modell der Nostalgie. Und es gibt einen politischen Missbrauch des Erinnerns – nach dem Krieg von den ehemaligen Machthabern und ihren Unterstützern im »braunen« Bereich, heute von den ehemaligen kommunistischen Machthabern im »roten« Bereich. Nicht nur die politisch beabsichtigte und gesteuerte Nostalgie ist ein Problem in den Transformationsländern. Auch das ganz unpolitische, menschliche Bedürfnis nach Schmerzvermeidung, das den Menschen eintreten lässt in einen Erinnerungsraum, der alles Dunkle wegretuschiert. Wir neigen dazu, uns nur an das Glückliche und Schöne zu erinnern. Es ist fast wie ein Automatismus, der nicht nur für Personen, sondern auch für gesellschaftliche Gruppen, ja für Nationen gelten kann. Deshalb sollen wir uns davor hüten, jeden, der nostalgisch zurückblickt, gleich für einen Reaktionär zu halten.

Die deutsche Aufarbeitung hat eine besondere Geschichte. Weil wir es uns nach dem Krieg sehr einfach machen wollten, haben wir es beim zweiten Versuch, Vergangenheit, Terror und Unrechtherrschaft zu verarbeiten, einige Fehler vermeiden können. Man kann doch lernen durch Versuch und Irrtum. All das, was wir jetzt von den »Ossis« hören, die unserer Meinung nach die falsche Partei wählen oder die bei Meinungsumfragen die Vergangenheit verklären, kommt uns seltsam bekannt vor. Ich habe nach dem Krieg an den Kaffeetafeln meiner unaufgeklärten Großeltern gesessen und gehört: Es war auch nicht alles schlecht beim Führer. Ich bekam spitze Ohren, denn in der Schule hatte ich gerade etwas Anderes gelernt. »Das stimmt nicht«, sagte ich Omi. »Doch«, sagte Omi, »der Führer hat die Autobahn gebaut. Der Führer hat alle in Lohn und Brot gebracht.«

Mein Papa konnte mir noch Jahre später bis auf die Kommastellen genau sagen, wie viele Arbeitslose es 1923, 1928, 1930 gegeben hat. »Und auch noch andere schöne Dinge hat Hitler gemacht. Die Volksgemeinschaft. Diese hässlichen Spaltungen aus der Weimarer Zeit, die hat es nicht mehr gegeben. Wir zogen alle an einem Strang. Deswegen haben wir 1936 so viele Goldmedaillen bei dieser wunderbaren Olympiade bekommen. Und die Arbeiter konnten alle nach Norwegen in den Urlaub fahren.« Meine Ohren wurden immer größer, das alles hatte der Führer

gemacht? Derselbe, dem sie in der Schule viele Verbrechen angelastet hatten?

Im Jahre 1996, in meiner zweiten Amtsperiode als Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen, besuchte ich eines Sonntagnachmittags meinen sehr alten Vater in Rostock. Er war 90. Mein Vater ist ein veritables Stalinismus-Opfer: 1951 ohne jeden Grund abgeholt und nach Sibirien verschleppt, dort mit Mühe nicht verhungert, zurückgekehrt erst 1955, als Adenauer die Kriegsgefangenen und Zivilinternierten zurückbrachte, inklusive der ostdeutschen. Mein Vater wusste also, was Kommunismus ist. Doch nun, beim Kaffeetrinken, glaubte ich meinen Ohren nicht trauen zu können. »Ach weißt du, Jochen«, sagte der vom sowjetischen Militärtribunal zu zweimal fünfundzwanzig Jahren Verurteilte, »es war ja auch nicht alles schlecht im Sozialismus.« Ich schaute ihn ungläubig an, meinte, er hätte wie so oft zur Ironie gegriffen. Er, der wesentlich meine antikommunistische Haltung geprägt hatte, wollte mir nun die angeblich positiven Seiten des Kommunismus nahebringen? »Ich denke«, fuhr mein Vater fort, »ich muss dich mit den Füßen wieder auf die Erde holen. Du hast ja jetzt einen Chauffeur und du kriegst wahrscheinlich nicht mehr alles mit, was in der Gesellschaft passiert.« Und dann begann er: »Heute sind viele arbeitslos. Aber damals gab es Vollbeschäftigung. Heute muss man Angst vor Überfällen haben, damals konnte eine alte Frau mit Handtasche abends einfach über den Marktplatz nach Hause gehen, ohne dass etwas passierte. Und all das Soziale, das es damals gab, die Kindergärten ...« »Papa«, sagte ich, »was meinst du mit sozial? Meinst du die 200 Ostmark Rente deiner Schwiegermutter? Und weißt du nicht mehr, wie sie mit unseren Behinderten umgegangen sind all die Jahre?« Ich sah, wie er verstand, und gleichzeitig sah ich, wie er ablehnte, was ich sagte. Das war für mich ein Schock. Denn wenn selbst er, der kein Parteigänger des Kommunismus war, sich vor einer generellen Delegitimierung des untergegangenen Systems hütete, um das von ihm gelebte Leben nicht in Misskredit geraten zu lassen, was erwartete ich dann eigentlich von Postkommunisten, von Immer-noch-Kommunisten und roten Reaktionären?

Menschen, die lange in Diktaturen gelebt haben, verlieren die ganz natürliche Gabe der Realitätswahrnehmung. Es gibt ein dünnes Büchlein von Hannah Arendt: »Besuch in Deutschland. Die Nachwirkungen des Nazi-Regimes«. Darin stellte Arendt bei ihrem Besuch 1951 in Deutschland fest, dass die Menschen merkwürdig teilnahmslos reagierten. Nirgends werde weniger über die Vernichtung und Zerstörung geredet, die die Deutschen überall in Europa angerichtet hatten, als in Deutschland selbst. Arendt konstatierte einen »loss of reality« – eine Ausblendung von Fakten, von Wirklichkeit, von jüngster Geschichte, die kompensiert

wurde durch eine Überfülle an Meinungen. Und sie bemerkte einen kulturellen Verlust: den Verlust der Fähigkeit, Empathie für die Opfer zu entwickeln. Auch dieser Verlust wurde kompensiert – durch Selbstmitleid. Natürlich gab es großes Leid in Deutschland: Millionen von Menschen hatten die nächsten Familienangehörigen verloren, ihre Wohnungen, ihre Häuser, ihre Heimat. Aber die große und kulturell einst so hochstehende Nation trauerte nicht um die Toten, die sie ausgerottet und unterjocht hatte, nicht um die Behinderten, die politisch Oppositionellen, die Juden und die anderen Völker, sie sah nur das eigene Leid oder rechnete es gegen das Leid der Anderen auf. Wo war das Kulturvolk geblieben?

Das ist das eigentliche und tragische Erbe diktatorischer Herrschaft. Erst werden uns so essenzielle Fähigkeiten wie unser Wahrnehmungs- und Urteilsvermögen, unser Vermögen zu Empathie, Solidarität und Eigenverantwortung abtrainiert. Wir werden belohnt, wenn wir uns anpassen – je stärker, desto höher lässt uns der Diktator steigen. Wir werden Entmächtigte, die ihre Entmächtigung weder bemerken noch beklagen, Angepasste, die so tun, als lebten sie normal. Wir funktionieren in einer Mischung aus Gehorsamkeit und Angst, jenen Lebensprinzipien, die die Diktaturen zum Erfolgsmodell werden lassen.

Und hinterher wollen wir es nicht mehr so genau wissen. Wir verdrängen und kappen unser Erinnerungsvermögen, weil wir hoffen, ohne Schmerzen auszukommen. Und ohne Scham, ohne Reue, ohne Trauer. So ist es immer auch irgendwo natürlich, wenn sich Menschen selektiv erinnern, wenn sie sich der Nostalgie hingeben. Nostalgie ist nicht deshalb so verbreitet, weil es so viele politisch Verwirrte gibt. Die gibt es auch. Nostalgie ist vor allem deshalb so verbreitet, weil wir denken, man lebe glücklich, wenn man sich der dunklen Seiten des Lebens entledige. Doch das ist ein vom Irrtum gesäumter Weg.

Ich bin ein großer Bewunderer von Konrad Adenauer. Aber der Bundesrepublik Deutschland wäre es gut bekommen, wenn er darauf verzichtet hätte, Hans Globke zum Staatssekretär im Kanzleramt zu machen. Er hätte ihn jeden Sonntag nach der heiligen Messe zum Essen einladen können, um zu zeigen: »Vor Gott sind wir alle Sünder.« Musste er ihn aber gleich zum regierenden Sünder machen?

Es hätte wahrlich auch nicht jeder Richter, jeder Staatsanwalt und jeder Studienrat, der die 16-Jährigen noch 1945 in die Eifel zum »Endsieg« geschickt hatte, wieder in sein vorheriges Amt einrücken müssen. Es gab natürlich auch in den fünfziger und sechziger Jahren Aufgeklärte und Wissende. Es gab Christen und Nicht-Christen, die unter Hitler gelitten hatten. Es gab Menschen, die erschüttert waren vom Tagebuch der Anne Frank. Es gab den Ulmer Einsatzgruppenprozess, den Eichmann-Prozess

in Israel und die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt – große Signale, die eine erweiterte Öffentlichkeit bewegt haben. Aber der Diskurs der Informierten und Opfergruppen reichte noch nicht hinein in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs. Es gab immer noch zu viele, die von den Verbrechen angeblich nichts gewusst hatten, die nichts davon hören wollten, und die sich erfolgreich abschotten konnten. Erst die 68er-Generation hat die Schuldfrage auf die Agenda einer breiteren Öffentlichkeit gesetzt, hat – trotz aller Fehler – über die Notwendigkeit der Annahme von Schuld gesprochen. Und für die, die selbst dann noch keine selbstkritische Rückschau halten wollten, hat ein Richard von Weizsäcker aus dem konservativen Lager in den 1980er-Jahren nochmals klargestellt: »Der Sieg über Nazi-Deutschland war wirklich Befreiung.«

Lange hat der Prozess der Annahme von Schuld bei Tätern, Mitläufern und Zuschauern gedauert. Aber gerade deshalb konnten wir 1990 in Ostdeutschland so zielgerichtet mit der Aufarbeitung beginnen. Es gab sie zwar wieder, Menschen wie Marion Gräfin Dönhoff, die Mitte der 1990er-Jahre einen Schlusstrich forderten. Oder wie Egon Bahr, der im *Spiegel* Hans Globkes Einstellung im Kanzleramt durch Adenauer als richtig bezeichnete. Wir Ossis waren verwundert, diese Äußerung ausgerechnet aus sozialdemokratischem Munde zu hören. Wir sahen uns an und dachten: Vielleicht will er seine SED-Freunde nun so gut behandelt wissen wie früher die NS-Ideologen? Die Bereitschaft aufzuarbeiten war also auch ein zweites Mal nicht für alle eine Selbstverständlichkeit. Und doch haben wir Deutsche – anders als Polen, Ungarn und andere ehemalige Ostblock-Bürger – gelernt, dass ein Schlusstrich das Problem nicht löst. Dass ein Schlusstrich vielmehr hoch problematisch ist, weil er den Opfern keine Gerechtigkeit widerfahren lässt und nicht zum inneren Frieden führt. In Polen, wo man einen dicken Schlusstrich umgesetzt hatte, herrschte zehn Jahre später bitterster Hass in der Gesellschaft. Ungarn ist ein weiteres Beispiel dafür. Wenn geschwiegen wird, wird die Gesellschaft nicht befriedet. Eine verdeckte Macht-/Ohnmacht-Konstellation schreit nach Ausgleich und vergiftet die Gesellschaft.

Wir in Deutschland hatten 1989 einen besseren Start, weil wir den Fehlversuch des Wegguckens und Durchwinkens hinter uns hatten. Wir hatten gelernt, dass offene Augen und offene Akten die bessere Lösung sind. Zudem hatten wir Geld, um das Lernen und Aufarbeiten zu ermöglichen – nicht zuletzt durch zwei Enquete-Kommissionen des Bundestages, die sich über zwei Legislaturperioden mit der Geschichte der SED-Diktatur und ihren Folgen für die deutsche Einheit auseinandergesetzt haben.

Also, wir können lernen – auch wenn unser Lernen Grenzen hat. Deshalb habe ich von meinem Vater erzählt. Wenn sogar der alte Herr, der in

Sibirien erfahren hat, was Kommunismus ist, das System nicht insgesamt für verwerflich hält, was können wir dann von den später Geborenen erwarten, die den Stalinismus gar nicht mehr erlebt haben? Also müssen wir, die wir noch die kommunistische Herrschaft erlebt haben, sagen, was wir gespürt und was wir erlitten haben. Wir müssen die Fakten Fakten nennen und ein Trauma ein Trauma. Wir werden uns auch nicht fürchten vor denen, die die Diskussion über den totalitären Charakter des Kommunismus abzuwürgen versuchen, mit dem Einwand, man dürfe nicht vergleichen. Wir wissen es besser. Erst durch Vergleiche sieht man, was bei Nationalsozialismus und Kommunismus übereinstimmt, und was differiert.

Noch immer gibt es große Bevölkerungsgruppen, die noch nicht da hinwollen, wo es wehtut. Noch befinden wir uns in der Phase, in der die Aufgeklärten ihre Spezialdiskurse führen, und weit, weit da hinten, hinter Marzahn und kurz davor in Lichtenberg, da sitzen die, die eigentlich heute Abend hier sein müssten. Aber das soll uns nicht entmutigen. Wir bleiben in der Spur.

EDWARD LUCAS

War as a Struggle between good and evil?

Let us leave history to the historians. Well, if only we could. You can do that if you are discussing German reunification, or the 100 Years War. But when it is the Molotov-Ribbentrop Pact, or indeed anything to do with World War Two, or most of the Cold War (just to take some examples from Europe alone), then the historians have little chance of keeping the argument in the world of archives, methodology and academic inquiry. Henry Ford may have said »History is bunk« and Francis Fukuyama may have said history has reached an »end« but the reality in Eastern Europe is that history is alive and well and living in the present. To illustrate this I would like to put forward three historical analogies, commonly used in present-day political arguments, and then look at their strengths and weaknesses. The first comes from an article in a recent *Financial Times* by Mart Laar, the former prime minister of Estonia and now an advisor to the Georgian government. He is writing to protest about the de facto annexation of two provinces of Georgia by the Russian Federation. These two regions, South Ossetia and Abkhazia, have maintained an unrecognised but de facto statehood since the early 1990s. Russia has propped them up with energy and military support, but stopped well short of recognising them. Now that is changing, with recognition from Russia at least on an official bureaucratic level, if not on a formal diplomatic one. So how does Mr Laar describe this?

Vladimir Putin, the outgoing Russian president, on Wednesday accelerated Moscow's creeping annexation of Georgian territories to sweeping annexation. This is a victory for hardliners who pressed Mr Putin to give the order before he moves from the Kremlin to the Russian White House as prime minister. It comes as Georgian proposals for peaceful settlements in the territories, Abkhazia and South Ossetia, languish.

The West must shake off its torpor, condemn Mr Putin's gambit and support the Georgian proposals. Ignoring Moscow's Soviet-style land-grab would intensify strife in the south Caucasus. According to Mr Putin's »instruction«, Russia will open »representations« in the two territories to protect the interests of Russian citizens there and to fos-